

**Gefangenewagen der
Stadtpolizei 1934.**

(Rechtsgeschichtliche
Forschung der Universität
Zürich, Rechtsvisualisierung)



**Begleitpublikation zur
Ausstellung im Stadthaus Zürich**
23. Januar bis 9. Mai 2008

KRIMINELL

Verbrechen in Zürich als Spiegel ihrer Zeit



Begleitpublikation zur Ausstellung
«**KRIMINELL – Verbrechen in Zürich als Spiegel ihrer Zeit**»
im Stadthaus Zürich vom 23. Januar bis 9. Mai 2008.

Herausgegeben von der Abteilung Kultur der Stadt Zürich
und Willi Wottreng
Konzept und Texte: Willi Wottreng
Gestaltung: Peter Heuss

Wir danken für die Unterstützung und die Zusammenarbeit:

Stadtpolizei Zürich
Kriminalprävention der Stadtpolizei Zürich
Fachstelle für Gewaltprävention, Schul- und Sportdepartement der Stadt Zürich
Kantonspolizei Zürich und Kriminalmuseum der Kantonspolizei
Kantonale Strafanstalt Pöschwies
Medizinhistorisches Institut und Museum der Universität Zürich
Baugeschichtliches Archiv der Stadt Zürich
Staatsarchiv des Kantons Zürich

© Abteilung Kultur der Stadt Zürich und Willi Wottreng, 2008

Die Ausstellung im Stadthaus Zürich lädt ein zu einem Gang durch die letzten 100 Jahre, vorbei an Ereignissen, die im Schatten liegen. Gezeigt wird an Geschehnissen, die zu ihrer Zeit Aufsehen erregten, das Wechselspiel von Kriminalität und Gesellschaft.

Laut Kriminalstatistik begehen die Menschen in der Stadt Zürich doppelt so häufig Delikte wie jene auf dem Land. Die Stadt hat auch hier Zentrumsfunktion: Anfang des letzten Jahrhunderts sprach man vom «Sumpf der Städte». Das ist die Kehrseite des urbanen Lebens.

Doch ändert sich das Verbrechen mit dem gesellschaftlichen Wandel. Manches, was einmal als kriminell galt, ist es später nicht mehr, und umgekehrt; manches bleibt strafbar, nimmt aber neue Form an: Die Kindsmörderin ist mit der Legalisierung des Schwangerschaftsabbruchs weitgehend verschwunden. Die Drogenproduktion war einst frei, und wurde erst später verfolgt. Die Gangsterbande, die es auf Tresore abgesehen hat, war einmal der Inbegriff für Kriminalität und inspirierte die Filmindustrie, sie tritt seltener in Erscheinung, weil der Tresorraub die Leute nicht mehr ernährt. Dafür schwillt die Internet-Kriminalität an und der Bancomat-Betrug. Selbst Beziehungsdelikte ändern sich, etwa wenn gleichgeschlechtliche Beziehungen nicht mehr als verboten gelten.

Kriminalgeschichte erzählt immer auch von der «normalen» Gesellschaft. Die Ausstellung will anregen, über solche Zusammenhänge nachzudenken. Es geht weder um Probleme der Polizeiarbeit noch um die Psyche der Verbrecher. Eine Moral wird nicht verkündet. Vielleicht stärkt die Ausstellung aber die Einsicht, dass Gut und Böses nicht unveränderlich sind. Die Gesellschaft ringt beständig darum, was sie akzeptieren will und was sie ausschliessen soll.

Gesetzesbruch aus sozialer Not – Kindstötungen

Der Prozess galt als schwierigster Fall der bisherigen Kriminalgeschichte, weil alles vom wissenschaftlichen Befund abhing. Gertrud Graber wurde 1920 beschuldigt, ihr Kind mit Arsenik getötet zu haben. Die Indizien sprachen gegen sie.



Eine Kindsvergiftung in Zürich (im Vordergrund); Wohnhäuser um 1920.

(Medizinhistorisches Archiv; Baugeschichtliches Archiv)

Frau Graber war in Scheidung. Im November 1920 erkrankte ihr Kind, zwei Wochen später starb es in Gegenwart der Mutter. In der Wohnung der Frau fand man ein Rezeptbuch, das auch die Herstellung arsenhaltiger Präparate beschrieb. Gertrud Graber betrieb zur Verbesserung des Einkommens einen Handel mit Kosmetikwaren: Dazu gehörten Potenzpulver, Öle, Enthaarungsmittel. Die Produkte mischte sie selber in ihrer Wohnung. Graber bestritt, dass sie das Kind vergiftet habe.

Wissenschaftlicher Experte war Prof. Heinrich Zangger, Gründer des Gerichtlich-Medizinischen Instituts der Universität Zürich. Er fand im Körper des Kindes

Arsenspuren. Allein im Magen 5 Gramm, das Fünzigfache der für ein Kind in diesem Alter tödlichen Menge. Zwar sei dem Kind Gift schon seit längerem zugeführt worden, die tödliche Dosis aber sei höchstens 24 Stunden vor dem Tod verabreicht worden. Das musste die Mutter gewesen sein; der Vater war in diesen Tagen im Ausland.

Frau Graber bestritt. Im Prozess hing alles vom wissenschaftlichen Befund ab. Trotz der Expertise wurde die Mutter freigesprochen. Die Geschworenen gewichteten die Aussagen der Frau höher als chemische Vorgänge im Körper. Oder sie fanden die Kindstötung in diesem Fall entschuldbar. Vielleicht unter dem Druck der Arbeiterinnenbewegung, die Frauennöte zur Sprache brachte. Die Boulevardpresse war empört.

Wie ist es heute?

Anfang 20. Jahrhundert gab es zwei Erklärungen für Verbrechen. A: Menschen sind als Verbrecher geboren. B: Menschen werden durch die Umstände zu Verbrechern gemacht. Von beiden Auffassungen ist man heute abgekommen. Soziale Not setzt Werte wie den Respekt vor dem Leben nicht ausser Kraft. Armut macht viele nicht zu Verbrechern. Aber vielleicht Perspektivlosigkeit. Oft ist es auch nur die Gelegenheit, die Diebe macht.

Missbrauch – Der Lustmord oder entfesselte Männergewalt

Anfang 20. Jahrhundert waren in Zürich Bordelle und Kuppelei verboten. Die Prostituierten mussten ihre Geschäfte in Hinterzimmern abwickeln. Das war gefährlich. Der Mord an einer Prostituierten 1917 galt als «Lustmord». In Wirklichkeit war es Männergewalt.



Tatort nach einem Mord in Zürich; Prostituierte um die Jahrhundertwende.

(Medizinhistorisches Archiv; unbekannter Fotograf)

Die Russin Olga de Poiré galt – in der Sprache des Staatsanwaltes – als «Lebedame» und «Halbwelterm» mit «regem Herrenverkehr». Man entdeckte sie am Morgen des 1. Juli 1917 mit durchschnittener Kehle und aufgeschlitztem Bauch in ihrem Appartement am Turnersteig.

Die Polizei bezeichnete die Tat als «Lustmord». Nach dem Täter wurde vergeblich gefahndet. Kurze Zeit danach, am 17. Juli 1917, fand man in einem Wald bei Albisrieden die Leiche einer weiteren Prostituierten. Auch hier kam man trotz Zeugnisaussagen nicht weiter.

Erst als im Frühjahr 1918 in Frankfurt eine 19-jährige Eisenbahnkondukteurin verstümmelt aufgefunden wurde, kam Licht in die Sache. Steckbrieflich gesucht wurde der Krankenpfleger (damals nannte man das: «Krankenwärter») Karl Martin Suter, der im Elsass geboren und in Schwyz heimatberechtigt war. Der Mann hatte als Wanderarbeiter in den kriegführenden Ländern Frankreich und Deutschland gearbeitet. Zeitweise als Metzgergeselle.

Suter flüchtete sich in die Schweiz und wurde hier verhaftet. Er gestand schliesslich alle drei Morde. Und verwies auf die Kriegswirren. Zum Psychiater sagte er: «In der Schule lernen wir: ‚Du sollst Deinen Nächsten lieben wie Dich selbst‘ – und nachher wird man mit Gewalt in den Krieg geführt, den Nächsten zu töten.» Suter erhängte sich im Bezirksgefängnis Zürich.

Wie ist es heute?

Von «Lustmord» spricht niemand mehr. Vergewaltigungen und Morde an Frauen haben nichts mit Lust zu tun, sondern mit Gewalt, Männergewalt. Das hat die Frauenbewegung klar gemacht. Auch die Prostituierten sind seit jenen Jahren stärker geworden, sie gelten heute als Gewerbetreibende. Gegen sexuelle Aggression und Männergewalt richtete sich vor kurzem eine Initiative, die die lebenslange Verwahrung von Tätern forderte.

Lug und Trug – Hochstapler und Betrüger

Anfang 20. Jahrhundert war «der Hochstapler» eine populäre Figur. Sie hatte Erfolg, da sie den Eintritt in die mondäne Welt ermöglichte. Was sich Miss Taintor 1923 und 1924 leistete, ging in Vorlesungen ein als Musterbeispiel für Hochstapelei.



Partyszene mit einer Hochstaplerin zur Zeit der Belle Epoque (Vordergrund); Hotel Baur au Lac. (Fotograf unbekannt; Baugeschichtliches Archiv)

Im Hotel Baur au Lac, der besten Adresse Zürichs, mietete sie Appartements. Für sich und eine Dienerin und eine Pflegerin im Häubchen. Catherine Taintor. Angeblich war sie Amerikanerin, Multimillionärin! Die Männer fielen ihr zu Füssen, darunter ein Regierungsrat. Mit dreien gleichzeitig war sie verheiratet. Sie war arrogant: Als ein Modegeschäft den Hut nicht führte, den sie wünschte, befahl sie: nach Paris fliegen und dort das Modell holen!

Nur: Sie zahlte nie. Da Taintor mit dem Auto vorfuhr – dessen Mieten sie auch nicht beglich –, glaubte man trotzdem, sie sei unermesslich reich.

Taintor organisierte Wohltätigkeitsveranstaltungen. Sie würde ein Spital stiften. Drei Millionen Franken werde sie bereitstellen. Ein Oberst aus den USA werde das Geld überweisen. Der Arzt, den sie am Finger hatte, sollte weitere drei Millionen locker machen. Er wurde misstrauisch. Als man einen Brief abging, der an den Obersten gerichtet war, fanden sich darin zwei leere Blätter mit ihrem edlen Briefkopf.

Noch im Gefängnis pflegte Miss Taintor die Wächter wie Bedienstete herumzudirigieren. Um ihre Identifizierung mittels Fingerabdruck zu verhindern, schliiff sie die Fingerkuppen an der Zellenwand ab. Da die Rillenmuster nachwachsen, nützte das nichts. Schliesslich fand man sie im Bezirksgefängnis am Zellenfenster erhängt, mit dem eigenen seidenen Unterrock.

Wie ist es heute?

Solange es Dumme gibt, gibt es Betrüger. Doch es gibt weniger «Dumme» als früher. Die allgemeine Bildung und der Zugang zum Internet führen schneller zur Entlarvung von Betrügereien. Heute hat noch der Enkel-Trick Erfolg bei älteren Menschen – ein unbekannter Enkel meldet sich und will von den «Grosseltern» Geld borgen.

Minderheiten – Angriffe auf Juden und andere Gruppen

Die Schändung des Gebetsraums «Minjan Sfar» 1918 ist ein Lehrstück in Antisemitismus und Rassismus. Angriffe gegen Juden in Wort, Bild und Tat finden sich in Wellenbewegungen durchs ganze vergangene Jahrhundert.



Beschädigte Thorarollen im Gebetsraum Minjan Sfar, 1918. (Staatsarchiv Zürich)

Ein Polizeifoto von 1918 zeigt Schlimmes: Thora-Rollen, das Heiligste für Gläubige, zerfetzt und aus ihren Halterungen gerissen. Es geschah im Gebetslokal von Juden der sogenannten sephardischen Richtung an der Zurlindenstrasse 134. Ein Wirt hatte Freibier ausgegeben. Jugendliche, die auf die Etagentoilette gingen, sahen durch ein Fenster die Betenden, «die mit den Händen Bewegungen machten», wie einer zu Protokoll gab. Das erregte sie.

Ein als Jude erkennbarer Mann kam aus dem Pissoir, das er nicht abgeschlossen hatte – da rasteten die Burschen aus.

«Die chaibe Jude wüssed au nüd, was Ornig isch», sagte einer. Später am Abend drangen sie ins Gebetslokal ein. Sie öffneten die Schublade eines Kästchens und entnahmen ihr eine Rolle, von der sie wussten, dass es «die jüdische Bibel» ist. Sie wickelten das Pergament ab. Ein Militärmesser kam ins Spiel. Sie zertraten ein Handwaschgefäss. Dann wurde gepisst und gekotet.

Die Täter waren unbeschriebene Blätter. Der Anführer, Gottlieb Wyler, 24-jährig und von Beruf Schmid, war Gewerkschafter und sympathisierte mit den kommunistischen «Jungburschen». Sein Kumpel erklärte: «Ich habe nie einen Hass gegen die Juden gehabt und bin überhaupt noch nie in meinem Leben mit einem in Berührung gekommen.» Die beiden wurden wegen Störung des Religionsfriedens zu 6 Monaten Gefängnis unbedingt verurteilt.

Wie ist es heute?

Schon 1874 hiess es in der Bundesverfassung: «Die Glaubens- und Gewissensfreiheit ist unverletzlich.» Seit 1996 stellt ein Gesetz zudem Rassismus gegen religiöse (und ethnische) Minderheiten unter Strafe. Kaum jemand will zwar ein Gesetz, das die Meinungsfreiheit einschränkt. Es ist aber offenbar so, dass Bevölkerungsgruppen wie Juden, Schwarze oder Jenische vor Herabwürdigungen besonders geschützt werden müssen. Was mit Beschimpfungen beginnt, endet oft mit Gewalt.

Beziehungsdelikte – Die Beseitigung von Rivalen

Die Hälfte aller Tötungsdelikte sind Beziehungsdelikte. Der Mordfall Keller war typisch für die dörflichen Verhältnisse der dreissiger Jahre. Wer verheiratet war, sollte es möglichst bleiben; man pflegte damals nicht so leicht zu scheiden wie heute.



Die Unfallstelle in Albisrieden.

(Kantonspolizei Zürich)

Ein Motorradunfall in Albisrieden wurde gemeldet 1933. An der Unfallstelle fand die Polizei eine Frau in Tränen, den Fahrer Walter Keller aber mit blutendem Kopf am Boden. Tot. Das Mitleid mit der schwer geprüften Witwe war gross. Sie war blutjung. Dora Keller heiratete kurz darauf den 22-jährigen Paul S. – ebenfalls Metzger. Sie beabsichtigte, mit ihm ein eigenes Geschäft zu eröffnen. Dann zeigte sich: Es war alles anders gewesen!

Die Schwester der Witwe hatte Liebesbriefe gefunden, die der neue Ehemann der Frau vor dem Unfall geschrieben hatte. Mit dunklen Andeutungen. Mit der Zeit kam heraus, dass alles arrangiert

war. Die beiden Verliebten hatten beschlossen, den Noch-Ehemann umzubringen. Als man nach Hause fuhr, verlor die hintauf sitzende Dora an einer verabredeten Stelle ihr Handtäschchen. Der Ehemann hielt an, stieg ab – und wurde vom Liebhaber und dessen Bruder mit einem eisernen Ablaufrohr erschlagen. Die Ehefrau hatte kaltblütig zugesehen.

Die Leiche des Opfers musste für eine neue Untersuchung des Geschehens wieder ausgegraben werden. Dora und Paul wurden dann wegen Mordes zu je 15 Jahren Zuchthaus verurteilt. Der Schädel des Toten und das Eisenrohr des Schlägers stehen heute im Kriminalmuseum – als Beleg für die kriminologische Weisheit, dass sich hinter einem scheinbaren klaren Sachverhalt oft eine andere Wahrheit verbirgt.

Wie ist es heute?

Heute werden in der Schweiz 50 Prozent der Ehen wieder geschieden. Beziehungsdelikte gibt es weiterhin; ein Grossteil der Gewaltdelikte wachsen aus zwischenmenschlichen Konflikten, die sich zuspitzen. Verbrechen entstehen meist nicht aus der Lust an Gewalt, sondern weil ein Mensch nicht mehr weiss wie weiter, keine andere Lösung sieht. Heute leben Beziehungsdelikte wieder auf durch Immigrierte mit konservativen Werten: Rache, Stolz und Ehrgefühl.

Post- und Bankraub – Der Aufstieg des Gangstertums

Nach dem Weltkrieg zeigte sich: Die Schweiz war keine friedliche Insel. Das internationale «Gangstertum» hielt Einzug in der Schweiz. Zwei Gangster versetzten 1951 und 1952 das ganze Land in Schrecken.



Polizeiaufnahmen von Deubelbeiss (links), Schürmann (rechts); der zu Bruch gefahrenre Chevrolet der Gangster (unten).

(Staatsarchiv Zürich)

Gefunden wurde die Leiche des Bankiers Bannwart in seinem Auto zwischen Birmensdorf und Uitikon. Von den Tätern fehlte jede Spur. Die Täter – sie wurden später bekannt als Deubelbeiss & Schürmann – hatten ihr Opfer vor seinem Haus in Zollikon entführt und waren mit ihm zur Bank an der Talstrasse gefahren, wo Bannwart arbeitete. Bannwart sollte dort den Tresor öffnen. Nur hatte er an diesem Abend keinen Schlüssel bei sich. So irrten die Gangster mit einem Bankier im Auto durch die Gegend. Und ermordeten ihn brutal.

Einige Wochen später wurde die Post im aargauischen Reinach überfallen. Die Täter wurden beim Aufschneiden des Tresors gestört. Es kam zu einer Schieserei mit Maschinenpistolen. 108 Projektilen zählte die Polizei am Tatort. Da wusste man: Eine internationale Bande musste am Werk sein. Über Radio wurden die

Täter gesucht, das verstärkte die Aufregung: Gangster vom Chicago-Typus nun auch in der Schweiz?

Die Fahndung im Postraub von Reinach richtete sich besonders gegen politisch Linksstehende. Mehr als 2000 Personen wurden überprüft. Schliesslich konnten die Gangster verhaftet werden, auch dank einem Béret, das am Tatort gefunden wurde. Allerdings waren es nicht Ausländer, sondern Schweizer. Tatsächlich waren es Linke. Sie hätten das Geld gebraucht, um eine revolutionäre Partei aufzubauen, behaupteten sie.

Wie ist es heute?

Die bandenmässige Raubkriminalität nimmt ab. Vielleicht einfach, weil eine Gruppe schwierig zu ernähren ist und weil der bargeldlose Verkehr zunimmt. In den letzten Jahren machten indes Banden aus Osteuropa Schlagzeilen, die Juweliergeschäfte attackieren. Der Raub in der Zürcher Fraumünsterpost 1997 – vor allem durch Secondos – liess romantische Phantasien wiederaufleben: dass man durch clevere Art schnell ans grosse Geld kommen könne.



Diskriminierung der Homosexuellen – Gewalttätige Strichjungen

Er war ein bekannter Komponist und ein hochgebildeter Mann. Doch er bezahlte dafür, dass er anders liebte als andere. Die Ermordung Robert Oboussiers 1956 bildet einen Markstein in der Schwulengeschichte Zürichs.



Stadtpark Arboretum beim Bahnhof Enge; schwules Paar. (Baugeschichtliches Archiv; Karlheinz Weinberger)

Ein bekannter Komponist wurde ermordet aufgefunden. Die Polizei nannte ihn eine «zwiespältige Persönlichkeit», da er in «Kreisen abnormal veranlagter Männer» verkehrt habe. Als Täter wurde ein entwichener Anstaltszögling verhaftet: Der 18-Jährige war Gast gewesen bei Robert Oboussier. Er hatte am anderen Morgen sein Klappmesser gegen den Komponisten geschleudert, sodass es zwischen den Schultern des Opfers stecken blieb. Und ihn danach mit einem Gewichtsstein aus der Küche erschlagen.

Zürich war um 1950 ein Zentrum der Homosexuellen. Hier gab es Bars und die

einzigste Homosexuellenzeitung Europas, «Der Kreis». Doch Schwule blieben geächtet. Sie suchten ihre Bekanntschaften im Geheimen und führten ein Doppelleben, das anfällig war für Erpressung. Oboussier hatte spezielle sexuelle Dienste verlangt, ansonsten er den Jungen als Anstaltsflüchtling anzeigen werde. Und dieser hatte möglicherweise Geld herauszupressen versucht.

Der Täter erhielt 10 Jahren Zuchthaus, und es kam zu Razzien im Schwulenumilieu. Als Ende fünfziger Jahre eine neue Jugendbewegung entstand – Knaben trugen Jeans, Mädchen Minirock, und beide liebten schrille Musik –, wurde der Verurteilte in einer TV-Sendung plötzlich präsentiert als einer der ersten «Halbstarken». Immer mehr wurden Razzien durchgeführt, die sich gleichzeitig gegen «Strichjungen» und «Halbstärke» richteten.

Wie ist es heute?

Sexuelle Vorlieben und Neigungen von Erwachsenen gelten grundsätzlich als Privatsache, sofern nicht Kinder zu Opfern gemacht werden. Gleichgeschlechtliche Beziehungen zwischen Männern oder Frauen sind nicht bloss toleriert, sondern sie können amtlich beglaubigt werden. Anfang 2007 hat das erste schwule Paar in Zürich seine Partnerschaft nach eidgenössischem Recht offiziell eingetragen. Das Homosexuellenmilieu ist kein lebensgefährlicher Ort mehr.

Unmoral in öffentlichen Institutionen – Diebstähle und Unterschlagungen

Behörden werden mit strengeren Massstäben gemessen als gewöhnliche Bürger. Von ihnen wird erwartet, dass sie Vorbild seien. Darum wurde der Zahltagsdiebstahl von 1963 zum politischen Skandal.



Solidaritätskundgebung der Achtundsechziger-Bewegung für Detektiv Meier 19 vor der Hauptwache Urania 1968). (Foto Felix Aeberli; Privataarchiv Paul Bösch)

In einer ominösen Nacht 1963 kamen auf der Polizeihauptwache Zahltagstäschlein mit 88 000 Franken Sold für 71 Beamte spurlos weg – man zahlte damals den Lohn in Papiersäcklein aus. Ein Ex-Detektiv namens Kurt Meier, genannt Meier 19, reichte Jahre später Anzeige ein. Es sei gepusht worden in der Untersuchung, es seien Dokumente gefälscht worden. Noch später wies er darauf hin, dass der Chef der Kriminalpolizei ein Alibi mit Lücken vorgelegt habe. Er müsse der Dieb sein.

Kurt Meier war schon schweizweit bekannt. Er war als Detektiv entlassen worden, weil er skandalöse Fälle aufgedeckt

hatte, wo Bussen gegen prominente Bürger in der Schublade verschwunden waren. Die ausbrechende Jugendbewegung hatte sich mit dem «kleinen Polizisten» solidarisiert. Studenten hatten 1968 eine Solidaritätsdemo organisiert. Auf einem Plakat stand: «Die Kleinen hängt man, die Grossen lässt man laufen». Es war die erste grosse Kundgebung der 68er-Bewegung.

Der Ex-Polizist schrieb weitere Flugblätter gegen die Polizei-Oberen. Er wurde wegen Ehrverletzung angezeigt und war in 36 Verfahren verwickelt. 7 Tage musste er tatsächlich absitzen. Während Jahren fand er keine Anstellung. Später entstanden ein Buch und ein Film über ihn, und der Stadtrat zahlte Kurt Meier 50 000 Franken, es war eine moralische Rehabilitation. Die Zahltagsäcklein blieben verschwunden.

Wie ist es heute?

Behörden werden mit strengeren Massstäben gemessen als gewöhnliche Bürger. Von ihnen wird erwartet, dass sie Vorbild seien. Kriminelle Handlungen in Amtshäusern und Verfehlungen von Beamten tragen den Keim des politischen Skandals in sich. Eigentlich ist das erfreulich: trotz der angeblichen Auflösung der Werte glaubt die Öffentlichkeit an gerechte staatliche Institutionen.

Der Traum vom schnellen Reichtum – Falsches Geld

Der Drang, schnell reich zu werden, ist eine hervorragende kriminelle Triebkraft. Auch der Drucker Mühlematter, ein Fachmann ersten Ranges, suchte die Abkürzung. Statt Geld zu verdienen, produzierte er es gleich selbst.



Der lachende Geldfälscher – Selbstbildnis von Hansjörg Mühlematter. (Privatbesitz)

Der Besitzer einer Druckerei an der Erismanstrasse brauchte Geld. In Mailand traf er 1974 einen Italiener, der ihn fragte, ob er «fasulli» – Fälschungen – machen könne. Der Drucker Hansjörg Mühlematter lieferte eine Probeserie von Hunderten, die allerdings einen violetten Stich hatten. Mit verbesserten Platten druckte er dann in der Nähe von Mailand unter Bewachung der dortigen Verbrecherorganisation vier Millionen Franken. Die Bande zahlte den versprochenen Lohn dennoch nicht.

Mühlematter sass 32 Monate im Gefängnis. Nach dem Gefängnis riskierte er es 1996 erneut. Weil seine Frau sich scheiden lassen wollte und er sie auszahlen musste, war sein Betrieb wieder in Not. Diesmal produzierte er 1000er – «Ameisen» genannt, weil solche Tierchen auf der Notenrückseite abgebildet waren. Dabei zeichnete er in eines der Stielaugen eines Ameisenköpfchens ein Smiley, ein lächelndes Gesicht. So würde er sofort erkennen, wenn die Auftraggeber ihn in seinen eigenen falschen Noten bezahlen wollten.

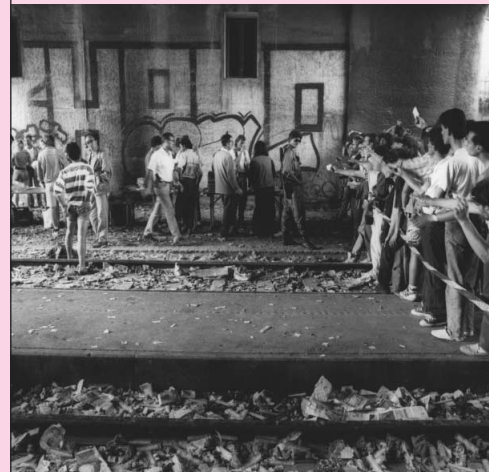
Das zweite Mal wurde er gefasst, weil die Frau eines Kontaktmannes Ausschussdrucke gefunden und mit einer Note im Warenhaus Weihnachtseinkäufe bezahlt hatte. Er wanderte wieder für vier Jahre hinter Gitter. Bis heute, wo er über 70 ist, arbeitet Mühlematter in Druckereien, um mit ehrlicher Arbeit sein Leben zu finanzieren und Schulden abzubauen.

Wie ist es heute?

Delikte zum Zweck der Bereicherung machen drei Viertel aller Straftaten aus; dazu gehören Vermögensdelikte aller Art. Geldfälscherei ist ein Sonderfall, weil der Täter direkt die Staatsmacht angreift. Zwar baut die Nationalbank, um sich zu wehren, High-Tech-Tricks in die Noten ein. Doch bisher folgte auf jede technische Neuerung die Nachrüstung der kriminellen Angreifer.

Drogensucht – Das Elend um den Zürcher Drogenmarkt

Am Nationalfeiertag, dem 1. August 1994, wurde auf dem Areal des stillgelegten Bahnhofs Letten der Tunesier Tarchoun Sebei erschossen. Er trug 7,79 Gramm Kokain auf sich. Keiner hatte einen Schützen gesehen. Wer in der Drogenszene verkehrte, lebte gefährlich.



Polizeirazzia auf dem «Letten» mit Drogenkonsumierenden 1995.

(Thomas Burla / Tages-Anzeiger)

Er war vermutlich Drogendealer gewesen, doch der Tod von Tarchoun Sebei blieb mysteriös. Hatte ein Streit stattgefunden? Innert wenigen Tagen kamen zwei weitere Menschen am selben Ort durch Schüsse ums Leben. Man wusste, dass Gruppen von Händlern um Marktanteile kämpften.

Die Wochenzeitung «WOZ» versuchte das Geheimnis zu erhellen und erhielt für den Artikel später den Zürcher Journalistenpreis. Die «WOZ» schrieb: «Dass es sich um die Folgen eines Bandenkrieges handelt, ist bisher bloss eine Spekulation.» Es sei offenbar wiederholt aus Richtung Lettenbadi über den Fluss geschossen worden. Die aufgeheizte Stimmung mache

es denkbar, dass «ein Aussenstehender in Selbstjustiz» gehandelt habe. – Hat tatsächlich jemand von aussen am Nationalfeiertag in die Drogenszene gezielt, die als Schandfleck der Schweiz galt? Jedenfalls fand die Polizei in einem Fall ein Projektil, das aus einem Gewehr abgefeuert sein musste. Eine Waffe aus grösserer Distanz.

Wegen Mordes an Tarchoun Sebei wurde ein Tunesier, der die Tat stets bestritt, verurteilt. Gestützt auf die Aussagen eines einzigen Zeugen – Zeugenaussagen gelten in Fachkreisen als die unzuverlässigsten Beweise –, eines Mannes, der Heroin und Rohypnol zu konsumieren pflegte. Die beiden andern Tötungen blieben ganz ungeklärt. Der «Letten», die offene Drogenszene, wurde 1995 geschlossen.

Wie ist es heute?

Konsumverbote begünstigen Kriminalität – nicht nur den Konsum, den Handel und die Produktion von Drogen, sondern auch Delikte im Umfeld: von der Beschaffungskriminalität bis zu Gewalt gegen Leib und Leben. Der Heroinkonsum, der zur Zeit der offenen Drogenszene im Letten an der Spitze stand, ist seither zurückgegangen; heute ist Kokain der Renner, und gemäss Kriminalstatistik nehmen Betäubungsmitteldelikte insgesamt zu.

Geschlechterbilder im Wandel – gewalttätige Frauen

Caroline hasste Frauen und wollte selber keine sanfte und zarte Frau sein. Sie lernte Pistolenschiessen und benutzte meist Männerpissoirs. Dann legte sie Brände. Und schliesslich tötete sie. Anscheinend grundlos.



Der Tatort im Chinagarten, mit dem Teppichmesser am Boden (C). (Kriminalfotodienst der Kantonspolizei Zürich)

1991 wurde im Parkhaus Urania eine Frau mit durchschnittener Kehle bei ihrem Auto gefunden; sie hatte in einem Laden ihr Brautkleid abgeholt. Die grausige Tat blieb ungeklärt. Doch mobilisierte sie die Frauenbewegung, die Frauenparkplätze in Tiefgaragen verlangte. Und die SVP lancierte wegen der steigenden Kriminalität ein Inserat, in dem der schwarze Schatten eines Mannes – vermutlich eines Ausländers – als «Messerstecher» eine Passantin bedroht.

Jahre später, 1997 wurde beim Chinagarten am See eine 61-jährige Spaziergängerin getötet. Eine Frau, die in die

psychiatrische Klinik eingetreten war, gestand die Tat. Nach ihren Aussagen hatte sie, Caroline, zuvor Streit gehabt am Arbeitsplatz; sie arbeitete auf dem Bau. So nahm sie ein Teppichmesser und ging in den Park, um irgendjemanden zu erschrecken. Als das Opfer schrie, habe sie zugestochen. Sie hatte auch Brände gelegt. «Ich kann's nicht lassen», schrieb sie auf eine Serviette.

Caroline wurde vom Obergericht wegen Mordes zu lebenslänglich verurteilt. Sie lebt heute isoliert in einem extra für sie gebauten Hochsicherheitstrakt im Frauengefängnis Hindelbank. Doch akzeptierte sie den Briefkontakt zu Journalisten und schrieb, dass sie «Lust» gehabt habe zu töten. Ein Gerichtsgutachter stellte eine Persönlichkeitsstörung fest, mit Elementen einer «Borderline-Persönlichkeit».

Wie ist es heute?

Die Täterin Caroline stellte durch ihr Verhalten ein weibliches Rollenbild in Frage. Bei Gewaltdelikten stieg der Anteil weiblicher Tatverdächtiger im letzten Jahrzehnt im Kanton Zürich an, doch liegt er insgesamt nur bei einem Siebtel aller Taten. Ende neunziger Jahre nahm auch die Anzahl der Frauen, die wegen Tötungsdelikten nach Hindelbank eingeliefert wurden, deutlich zu.

Selbstjustiz – Wenn der Einzelne sich zum Richter erhebt

Manchmal greifen Menschen zur Waffe, um durchzusetzen, was ihnen als richtig scheint. Gestützt auf das Argument: Als «Opfer» darf man sich wehren. So der Chefbeamte Günther Tschanun 1986.



Büro im Innern des Hochbauamtes nach Tschanuns Schüssen. (Unfalltechnischer Dienst der Stadtpolizei Zürich)

Günther Tschanun, 45-jährig, war Chef der Stadtzürcher Baupolizei. Chronisch überlastet. 60 Arbeitsstunden pro Woche. Wachsender Pendenzenberg. In einem vertraulichen Schreiben hatten zwei Beamten des Bauamtes Tschanun wegen Unfähigkeit kritisiert und seine Absetzung verlangt. Die Zeitung «Züri Woche» veröffentlichte die Vorwürfe. Andere Stimmen sagten, nicht Tschanun, sondern dessen eigene Vorgesetzte seien für die Stress-Situation im Amt verantwortlich.

Frühmorgens am 16. April 1986 begab sich Tschanun in sein Büro und räumte sein Pult auf. Nach dem Frühstück in einem

Café verfasste er zu Hause sein Testament und packte den Revolver ein, den er 3 Jahre zuvor als Schutz vor dem Ehemann seiner Freundin angeschafft hatte. Zurück im Amtshaus, betrat er das Büro eines untergebenen Bauingenieurs, zielte und schoss ihm aus nächster Nähe in den Kopf. Drei weitere Beamte seines Amtes exekutierte er in wenigen Minuten. Ein Untergebener wurde verletzt und überlebte knapp.

Der Täter wurde drei Wochen später in einer burgundischen Kleinstadt verhaftet. Tschanun wurde wegen fortgesetzten Mordes zu 20 Jahren Zuchthaus verurteilt und kam nach 14 Jahren im Jahr 2000 wegen guter Führung frei. Heute lebt er unter anderem Namen. Der Fall Tschanun wurde von der Presse als «die spektakulärste Mobbing-Geschichte der Schweiz» bezeichnet.

Wie ist es heute?

Die Vierfachtötung durch den Chefbeamten schien ein Ausnahmefall zu sein. Doch 2002 stiessen bei Überlingen zwei Flugzeuge in der Luft zusammen, Frau und Kinder eines russischen Architekten kamen ums Leben. Vitali Kalojew suchte den Fluglotsen, der in jener Nacht Dienst hatte, später in seinem Heim in der Zürcher Agglomeration auf und erstach ihn; es war ebenfalls ein Familienvater. Und 2004 erschoss ein Bankkader in der ZKB seinen Chef und dessen Stellvertreter.